

gab und zeigte, für uns auch eine Motivation war. Daher meine ich, daß wir diesen Aspekt nichts außer acht lassen dürfen.

Noch einen dritten Punkt, bitte. Die Bürger der alten Bundesrepublik hatten es nach einer Übergangszeit und einer nicht ganz bewältigten Vergangenheit der nationalsozialistischen Diktatur relativ schnell gelernt, eine wirkliche Demokratie aufzubauen, die für uns Vorbild war. Ich darf das einmal so sagen: Der Bundesbürger lebte uns Demokratie vor. Aber das Schlimme in diesem Land der 16 Millionen, die nicht das Glück hatten, einer amerikanischen, britischen oder französischen Besatzungsmacht zu unterliegen, war, daß diese Menschen gezwungen waren, nach zwölf Jahren brauner Diktatur weiterhin 40 Jahre lang Diktatur zu erleben. Das heißt, diese insgesamt 57 Jahre ununterbrochene Diktatur prägen zwei Generationen von Menschen in diesem Lande.

Wenn wir schnell oder vorschnell urteilen über diese Menschen, die über ein halbes Jahrhundert fürchterliche Diktatur erleben mußten, müssen wir auch beachten, daß die anderen eine viel bessere Vergangenheit haben und nicht unter Angst und Knute leben mußten. Das wollte ich nur noch einmal zu bedenken geben und bedanke mich für die Aufmerksamkeit.

(Beifall)

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Vielen Dank, Herr Wendel. Sie haben an der Reaktion gemerkt, daß Sie manches getroffen haben, was andere auch bewegt. Frau Rührdanz möchte ich nun bitten, von sich und ihrem Schicksal zu erzählen.

Sigrid Rührdanz: Ich habe mir sehr, sehr oft die Frage gestellt: Warum wurde ich 1963 ein Opfer? Mein Schicksal ist eigentlich ein rein menschliches. Und wie ging man in dem Staat DDR damit um? Ich will es kurz anreißen.

Im Januar 1961 wurde mein Sohn geboren, von Anfang an ein Problemfall, ein Sorgenkind, teilweise Fehlbehandlung der behandelnden Ärzte. Torsten konnte hier nicht recht behandelt werden. Ich habe ihn in die Westland-Klinik gebracht. Dort ist ihm sehr schnell geholfen worden. Er befand sich auf dem Wege der Besserung – unter einer Bedingung: Heilernährung und Medikamente, die es damals nur im Westen gab. Der DDR-Staat stimmte dieser Sache zu. Torsten kam im Juli 1961 zu mir nach Hause. Ich durfte die Medikamente und die Heilernährung einführen mit Genehmigung des Gesundheitsministeriums der DDR.

Dann kam die Mauer, und die ganze Geschichte war aus und zu Ende. Die Folge: Rückfallerkrankung meines Sohnes. Da man ihm hier wiederum nicht helfen konnte, wurde er am 28.08.61 in die West-Berliner Klinik zurückverlegt. Damit begann dann unsere Trennung, wie ich sage: „Mir ging die Mauer mitten durchs Herz.“ Ich war nun von meinem Sohn getrennt,

konnte ihn nicht besuchen. Wir konnten keinen Kontakt aufnehmen außer dem schriftlichen.

Damals begann mein Kampf mit den Behörden, der sehr schwierig war. Wir alle lebten hier und wissen, wie schwierig Kampf mit Behörden zu damaliger Zeit war. Sie waren teilweise sehr allergisch. Irgendwann gelang es mit dann doch, einen Passierschein zu erhalten zur Nottaufe meines Sohnes im Krankenhaus. Ich habe Torsten besucht für wenige Stunden. Ich wußte nicht, ob das eine einmalige Sache ist oder ob es wiederholt werden kann. Ich kam zurück, kämpfte wieder um Passierscheine.

Es gab große Schwierigkeiten, so daß wir uns entschlossen, die DDR zu verlassen aus Gründen der Zusammenführung. Es war schwierig. Ich versuchte Kontakt aufzunehmen, einmal wegen der Beschaffung von Pässen, dieser Versuch schlug fehl, dann wegen der Flucht durch einen Tunnel. Auch diese Sache ging schief, und die Verhaftung stand an, das war abzusehen. Ich wurde dann 1963 verhaftet. Das will ich einmal anhand meines Textes schildern, sonst heule ich mich hier kaputt.

Im Februar 1963 wurde ich auf offener Straße von Staats-Schergen in ein Auto gedrückt und in die berüchtigte Stasi-Haftanstalt Hohenschönhausen verschleppt. Zunächst wußte ich allerdings nicht, wohin man mich gebracht hatte. Ebensowenig erfuhren das meine nächsten Angehörigen und mein Anwalt. Erst Jahre nach meiner Haftentlassung erhielt ich Kenntnis davon, wo ich eingesperrt gewesen war.

Die Untersuchungshaft, fünf Monate insgesamt, war mitunter grausam und brutal. So wurde ich gleich zu Beginn 22 Stunden lang verhört. Zwischenzeitlich erwähnte man beiläufig, daß mein Mann auch hier sei. Wie ich später erfuhr, war das in der Haftanstalt in der Magdalenenstraße. Danach zwei Stunden Ruhe, dann Abtransport in einer geschlossenen „Grünen Minna“ zur Haftanstalt Hohenschönhausen. Dort schlossen sich 14 Tage mit stundenlangen Verhören an, teilweise auch nachts. In der Nacht blieb das Zellenlicht brennen. Alle drei Minuten wurde dann durch den Spion geschaut. So litt man ständig unter Schlafentzug. Die sogenannte Nachtruhe dauerte ohnehin nur von 22.00 bis 05.00 Uhr. Die übrige Zeit saß man auf einem kleinen Holzschemel ohne Rückenlehne vor einem kleinen Holztisch. Anlehnen oder Kopfaufstützen waren strengstens verboten. Leserlaubnis erhielt man frühestens nach Abschluß der Vernehmungen, wenn überhaupt. Jede kleinste Zuwiderhandlung gegen die Anstaltsordnung wurde bestraft. Einmal bekam ich deshalb drei Tage Matratzenentzug und mußte auf der kahlen Holzpritsche nächtigen. Die Folgen waren faustgroße Blutergüsse auf dem Rücken.

Vernommen wurde ich hauptsächlich von einem Oberleutnant. Nie habe ich seinen Namen erfahren. Nur wenn er nicht weiterkam, wurde ein Hauptmann eingeschaltet. Zwischen Häftling, Wächter und Läufer fanden keine Gespräche statt. Auch begegnete man nie einem Mitgefangenen.

Hielt man sich nicht an die Anweisungen, so drohte Arrest oder die Gummizelle. Zwei davon gab es im Kellergeschoß in Hohenschönhausen. Ich habe miterlebt, wie jemand dort etwa drei Wochen zugebracht hat. Seine Schreie vergesse ich nie mehr in meinem Leben. Diesen Menschen hat man richtig fertiggemacht. Als ich zum Saubermachen in die Gummizelle abkommandiert wurde, habe ich Blutspuren und Kot beseitigen müssen.

(Rednerin schluchzt, kämpft mit Tränen.)

Jetzt habe ich den Faden verloren . . . Bei den Vernehmungen passierte dann auch etwas ganz Schlimmes, daß mein Vernehmer mir angetragen hat: Sie können als freier Mensch diese Anstalt verlassen – wir wissen noch gar nicht so recht, was wir mit Ihnen anfangen sollen –, oder Sie kriegen eine sehr lange Haftstrafe. – Das Ergebnis war, man legte mir einen Schein vor, angeblich ein Passierschein zu meinem Sohn, daß ich meinen Sohn hätte im Krankenhaus besuchen dürfen, der damals künstlich ernährt wurde, so schwer krank war er. Insgesamt ist er viereinhalb Jahre künstlich ernährt worden. Man sagte mir, ich könnte dahin gehen. Aber als ich nach dem Preis fragte, verlangte man von mir, daß ich mich mit dem damaligen Soziologiestudenten treffen sollte, der mir behilflich war bei der Paßbeschaffung für die ehemals geplante Flucht. „Und alles andere machen wir“, behauptete Stasi. Da das für mich wiederum eine Geschichte war, der ich überhaupt nicht folgen konnte, habe ich natürlich nein gesagt. Das Ergebnis: vier Jahre Zuchthaus. Ich wollte mich nicht schuldig machen, irgendeinen Menschen ins Unglück zu stürzen. Vier Jahre Zuchthaus habe ich dann auf mich genommen. Wir wurden dann allerdings nach 19 Monaten freigekauft. Über den Freikauf möchte ich nun auch noch etwas berichten.

Die Strafe wurde also nicht voll verbüßt. Dank der Freikaufaktion wurden wir nach 19 Monaten, im August 1964, wieder auf freien Fuß gesetzt. Aber wir erhielten keine ordentlichen Entlassungspapiere. Wir erhielten überhaupt keine Papiere, was wiederum ein Beweis dafür ist, welch rechtswidrigem Verhalten wir ausgesetzt waren und blieben.

Unseren immer noch im Krankenhaus befindlichen Sohn konnten wir auch nach der Entlassung nicht besuchen. Ja, man hat uns für 40.000 DM Freikaufgebühr je Person nicht einmal nach dem Westen entlassen.

Danach vergingen noch acht Monate, bis wir unser Sorgenkind in die Arme nehmen konnten. Da war es dann bereits fast fünf Jahre alt und sprach uns mit „Sie“ an. Was Eltern sind und bedeuten, hat er erst viel, viel später begreifen gelernt.

Dazu möchte ich noch sagen, daß, als Torsten entlassen wurde, ich ihn schnellstens nach Hause nehmen mußte. Innerhalb von zwei Stunden mußte ich mich auf diese Entlassung vorbereiten und durfte ihn dann holen. Es gab eine ganz schwierige Situation, ihn zurückzuführen. Torsten kriegte Angstausbrüche; er wußte gar nicht, wer die Mutter ist und daß es eine Mutter

ist. Es war für ihn eine wildfremde Person. Ihm lief der Schweiß herunter. Mein Sohn sitzt unter den Zuhörern.

Wir bekamen dann auch Hilfe von allen Seiten. Denn man stellte fest, daß im Krankenhaus eine Gelbsucht ausgebrochen war. Der damalige Stationsarzt Dr. Hilsberg hatte sich bereiterklärt, Torsten die Medikamente hier herzubringen, zu schleusen, die wir hier wiederum nicht erhalten haben. Es gab dann Hilfe von allen Seiten, und der Name Hilsberg ist inzwischen auch sehr bekannt.

Dann hatten wir natürlich keine Papiere, weder eine Anklageschrift noch ein Urteil noch Entlassungspapiere. Ich habe nach der Wende darum gekämpft. Jetzt, zwei Jahre nach der Wende, habe ich endlich meine Anklageschrift erhalten, 29 Jahre danach. Da geht es mir so wie meinem Herrn Vorredner, daß ich glaubte, ich hätte die Sache längst verdrängt, ich hätte sie unter den Teppich gekehrt, ich würde damit nichts mehr zu tun bekommen. Aber es ist alles wieder da, und es muß darüber gesprochen werden. Es muß über diese Schandtaten berichtet werden.

Ich bin inzwischen rehabilitiert, aber – ich beklage mich darüber – wiederum ohne Anhörung. Es haben drei West-Richter über meinem Urteil gesessen, haben mich rehabilitiert. Ich wurde wiederum zum Inhalt nicht gehört und habe wieder meinen Vernehmer nicht sprechen können. Ich hatte die Bedingung gestellt, Rehabilitation nur dann, wenn ich mit meinem Vernehmer gemeinsam vor den Richtertisch treten kann, damit ich nicht gegen ihn irgend etwas aussage, was er vielleicht wiederum anzweifeln könnte, und dann geht der Eiertanz von vorn los. Dann heißt es wieder: Falsche Beschuldigungen, die Realitäten sahen ganz anders aus usw.

Jetzt sitze ich da mit meiner Rehabilitation, habe vielleicht eine Entschädigung zu erwarten; mir ging es aber um die inhaltliche Aufarbeitung, und die ist damit nicht erfolgt. Das ist mein Schicksal.

(Beifall)

Gesprächsleiter Markus Meckel (SPD): Haben Sie ganz herzlichen Dank, Frau Rührdanz, für Ihren ergreifenden Bericht. Sie haben erwähnt, daß Ihr Sohn Torsten unter uns sitzt. Es ist schön, daß Sie mit dabei sind.

(Beifall)

(Sigrid Rührdanz: Vielleicht darf ich noch ganz kurz anführen: Im „Stachel-draht“, Heft 5, ist unser Schicksal in Kurzfassung beschrieben: „Mir ging die Mauer mitten durchs Herz.“)

Danke schön. Wir erleben die große Unterschiedlichkeit einzelner Schicksale aus unterschiedlichen Zeiten. Es war ein Charakteristikum in der DDR, daß man voneinander kaum etwas wußte, daß die Erfahrungsbereiche oft wie durch hohe Mauern voneinander getrennt waren. Deshalb ist es so wichtig, daß wir heute miteinander reden können und reden lassen können. Ganz

herzlichen Dank denen, die bisher geredet haben. Als nächsten möchte ich Ralf Hirsch bitten zu reden.

Ralf Hirsch: Nach dem eben Gehörten fällt es mir schwer, überhaupt zu reagieren, weil mir wieder einmal bewußt wird – ich aus Oppositionsgruppen, die auch innerhalb der Kirche aktiv waren, aber danach auch in der Initiative „Frieden und Menschenrechte“ –, wieviel Schutz wir eigentlich hatten und wie sicher wir in diesem Lande doch arbeiten konnten im Gegensatz zu dem eben Gehörten. Die Sicherheit, die wir dort erleben konnten – darüber möchte ich sprechen, weil es bis jetzt immer ein Tabu-Thema war und erst in den letzten Wochen zur Sprache kommt –, haben wir uns nicht selbst aufgebaut, sondern wir hatten zahlreiche Leute, die uns dabei geholfen haben. Ich möchte versuchen, es an meinem persönlichen Beispiel deutlich zu machen.

In jungen Jahren, ich war etwa 16, beschlossen wir in einem kleinen Freundeskreis, eine Eingabe an den Staatsratsvorsitzenden Honecker zu schreiben mit der Bitte, doch, um die Friedenspolitik der DDR etwas deutlicher zu machen, kein Kriegsspielzeug zu verkaufen. Wir waren damals naiv und dachten, wir bekämen darauf eine gute Reaktion, denn das wäre doch ein guter Vorschlag. Eines Tages klingelte es bei unseren Eltern an der Tür, und die Kriminalpolizei nahm uns fest mit der Behauptung, wir seien eine kriminelle Vereinigung. Wir haben das nicht verstanden, meinten, die müßten unseren Brief falsch verstanden haben, und schrieben wieder einen mit der Bitte, diesen doch etwas genauer zu lesen: Wir sind keine kriminelle Vereinigung, sondern wollen ein Zeichen nach außen setzen, einen Vorschlag machen. Ich sehe heute aus meinen Akten, daß damals die Maschine des OV Blauvogel begann, also eine operative Bearbeitung durch das Ministerium.

Jahre später erst, nach Haft, nach Jugendhaus, war ich aktiv, dann im Friedenskreis der Samaritergemeinde. Wir sammelten dort wiederum Unterschriften gegen Kriegsspielzeug und machten die Erfahrung, daß wir dort Schutz, Freiräume hatten, die wir eigentlich nicht kannten, die für uns neu waren. Ich machte aber auch die Erfahrung, daß viele, die Unterzeichner waren, von der Staatssicherheit vernommen und aufgefordert wurden, ihre Unterschrift zurückzuziehen.

Eines Tages kam zu mir ein „Stern“-Korrespondent, der davon hörte, und wollte Genaueres erfahren. Wir haben offen darüber gesprochen und ihm geschildert, wie die Situation war. Er hat darüber berichtet. Das war für die Betroffenen ein Schutz, andere Medien hatten auch berichtet. Die Öffentlichkeit in der DDR erfuhr vieles aus der Weltpresse. Ihre eigenen Medien waren verschlossen. Wir erfuhr nicht nur etwas aus der Weltpresse, sondern wir hatten auch Kontakt, wir in den Oppositionsgruppen, zu West-Journalisten, zu Diplomaten, zu Bundestagsabgeordneten aus der ehemaligen Bundesrepublik. Das war für uns eine Schutzfunktion, das war für uns aber ein Mittel, unsere Informationen, unsere Zielvorstellungen weiterzutransportieren,